

Feuer, Kachel und Radiator : Wärme und Öfen waren zentral für die Raum- und Hausgestaltung

Autor(en): **Spechtenhauser, Klaus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **24 (2011)**

Heft [4]: **Möbel & Räume : ein Rundgang durch die Schweizer Wohngeschichte**

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-287105>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FEUER, KACHEL UND RADIATOR

Erst die Wärme macht den Raum zur Stube.

Wie die Heizung die Räume beeinflusst und sie damit auch wohnlich gemacht hat.

Text: Klaus Spechtenhauser

Heutiges Wohnen ist komfortabel, ohne Frage. Warmes Wasser kommt aus der Wasserleitung, der Strom aus der Steckdose und die Wärme vom Radiator oder unsichtbar aus dem Boden. Noch vor Kurzem war all dieser Wohnkomfort überhaupt nicht selbstverständlich.

Wie wir unser Haus erwärmen, hat sich über die Jahrhunderte hinweg nicht gross verändert. Was sich dagegen gewandelt hat, ist unser Verhältnis zum Energieträger, unser Aufwand, Wärme zu erzeugen, und die Präsenz des Wärmespenders im Haus. Energie ist abstrakt geworden. Unser Bezug zur Wärmeerzeugung besteht lediglich darin, das Heizventil oder den Thermostat zu betätigen. Körperlich präsent ist Wärme in unseren Räumen in Form der Radiatoren, die kaum mehr auffallen. Bei Bodenheizungen ist der Wärmespenders gar völlig unsichtbar geworden.

RAUCHKÜCHE UND BAUERNOFEN In den Heimatmuseen, die zeigen, wie unsere bäuerlichen Vorfahren lebten, gibt es stets auch eine Küche mit einer meist offenen Feuerstelle. In ländlichen Gegenden dominierte teils bis ins 19. Jahrhundert die gemauerte, rechteckige Feuerbank, auf der ein oder zwei offene Feuer brannten. Die Decke der Küche war russgeschwärzt, zumal ein Rauchabzug fehlte. Der Rauch entwich durch ein Loch in der Seitenwand oder zog in den offenen Dachraum ab. Dieser Feuerplatz war die einzige Wärmequelle im Haus und erfüllte gleich drei Aufgaben: Kochen, Heizen und Licht.

Neben Rauchküche gehört auch eine Stube samt Ofen zum Inventar solcher Museen. Die Schweiz gehört zum oberdeutsch-alpinen Kerngebiet der Stube, die sich in Mittel- und Nordeuropa ausbreitete. Als man Feuer-, Schlaf- und Wohnraum trennte, stellte sich die Frage der Wärmeversorgung. Das war die Geburtsstunde des Stubenofens. Befeuert wurde er als Hinterlader von der Küche aus, bei frühen Schlafhäusern von aussen her. So entstand ein warmer Raum im Haus, der völlig frei von Rauch und Russ war. Die Wohnlichkeit hatte gewaltig dazugewonnen. Der klassische Ofen in einer Bauernstube ist gemauert oder in Lehm aufgebaut und meist verputzt und getüncht. Früheste erhaltene Objekte aus dem 15./16. Jahrhundert stammen aus dem Tirol. Wann genau die ersten dieser Ofen mit Kacheln ausgestattet wurden, kann nicht rekonstruiert werden. In der Schweiz prägt der würfelförmige Stubenofen, oft ohne Oberofen, noch heute die

Stuben zahlreicher Bauernhäuser. Erst im Lauf des 19. Jahrhunderts wurde er fallweise durch Speckstein- oder Kachelöfen ersetzt. Das geschah, als Kacheln nicht mehr in handwerklicher Einzelanfertigung hergestellt wurden, sondern als Massenware relativ günstig zu kaufen waren. Der unmittelbare Bereich um die Wärmequelle wurde über die Zeit hinweg weiter ausdifferenziert und erhielt den behaglichen Ofenwinkel, der nicht nur von schnurrenden Katzen gern frequentiert wurde. Demgegenüber blieben der Modus des Heizens und das Brennmaterial gleich.

PRUNKSTÜCK KACHELOFEN Im Gegensatz zu den Bauern begnügten sich die machthabenden Gesellschaftsschichten nicht mit ein paar einfachen Napfkacheln. Zum einen kultivierten sie auch in den Wohnräumen den offenen Kamin; und dies, als es schon längst effizientere Wärmeerzeuger gab. Zum anderen dürfte es wohl im 13. Jahrhundert gewesen sein, als die ersten vollständig aus Kacheln errichteten Ofen aufgesetzt wurden. Sie wiesen in der Wärmespeicherung und -strahlung wesentlich bessere Leistungen auf als gemauerte Ofen. So begann im mittel- und nordeuropäischen Raum in der Gotik die Ära der «Ofenbaukunst», die bis ins frühe 20. Jahrhundert andauern sollte.

Das Hafnerhandwerk übernahm nicht nur die Gesamtstruktur, sondern auch die Detaillierung aus dem jeweiligen Architekturstil. So entstanden Kachelöfen der Gotik, der Renaissance und des Manierismus, Ofen des Barock, des Rokoko, des Empire und des Biedermeier. Alle diese kunstvoll gestalteten Ofen legen es nahe, nicht von Hafnern, sondern von Kunstofensetzern zu sprechen. Im Historismus folgten Neuinterpretationen und Mischungen dieser Stile, und mit den Jugendstilöfen endete die Ära.

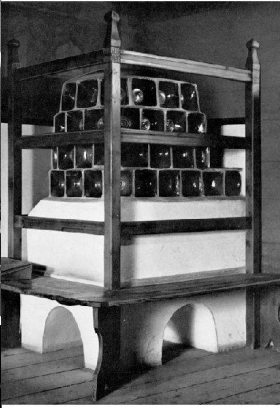
Am strukturellen Aufbau des Kachelofens, der demjenigen des gemauerten Ofens entspricht, änderte sich nur wenig. Stets war die Ofenkachel die Basis. Die Form gab ihr den Namen: Topfkachel, Schüssel- oder Napfkachel, Rund-, Nischen-, Relief- oder Tafelkachel. Genau genommen handelt es sich meist um Fayencen, bei denen die poröse Oberfläche mit einer wasserundurchlässigen Bleiglasur bedeckt ist. Ob reliefartig ausgebildet oder aufgemalt, das Repertoire an Motiven und Dekoren ist enorm. Figürliche Szenen, Porträts, Pflanzen und Tiere, Landschaften und Dörfer, arabeskenartige, lineare sowie bandförmige Motive, Beschriftungen und >>

>Wann genau die ersten Ofen mit Kacheln belegt wurden, kann nicht rekonstruiert werden. Eine der ältesten Abbildungen eines Kachelofens ist auf der Zürcher Wappenrolle von 1335/1345 aus dem Landesmuseum zu sehen. Die Ära der «Ofenbaukunst» begann in der Gotik. Gotischer Saal der Frauenmünsterabtei, 1507. Foto: Schweizerisches Nationalmuseum





«Die offene Kochstelle diente dem Kochen, dem Heizen und spendete Licht. Kamine, die bis über das Dach hinausgeführt wurden, kamen erst im 15. Jahrhundert auf. Foto: Schweizerisches Nationalmuseum»



«Beim gemauerten Ofen spielte das hölzerne Gestänge eine wichtige Rolle. Südtiroler Bauernofen, Pustertal, 15. Jahrhundert, im Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck. Foto: aus Blümel, München 1965»

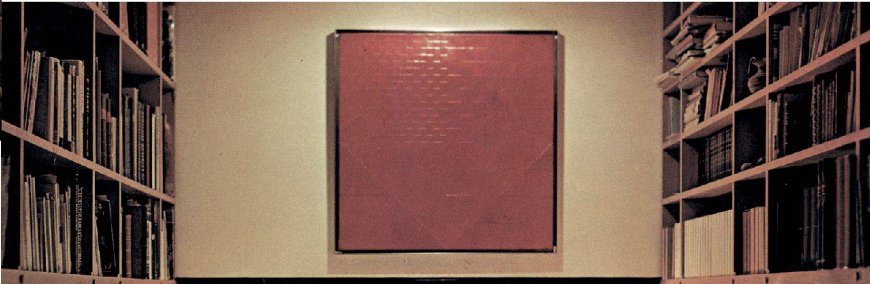


«Der Kamin, ein Evergreen. Wohnung Adolf Loos, Wien, 1903. Kaminische im Wohnraum mit grosser Kupferhaube, Sitzbank und eingebautem Bücherregal; heute im Wien Museum, Wien. Foto: Martin Gerlach jun., um 1930; Albertina, Wien»

«Gehört zu den prunkvollsten Kachelöfen in der Schweiz: der Fayence-Ofen von Ludwig Pfau II, den er 1620 im Alten Seidenhof in Zürich setzte. Foto: Schweizerisches Nationalmuseum»



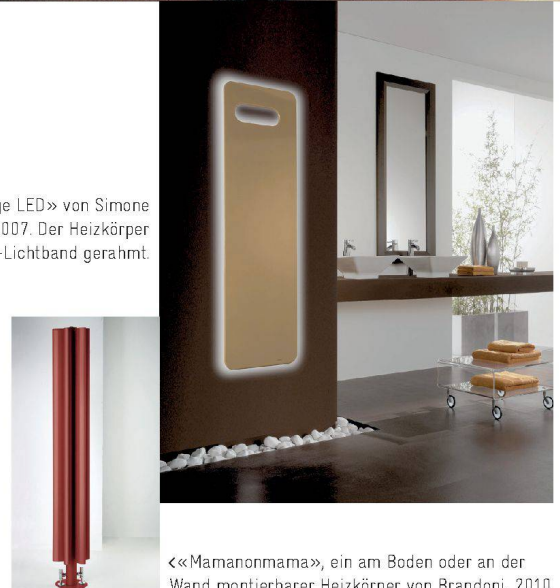
«Kaminische mit seitlichen Sitzgelegenheiten in einem Wohninterieur um 1970. Foto: Gerd Hatje, aus: Peter Kaspar, Wohnen heute, Teufen 1975»



«Lux Guyer, Villa Im Dügge für Charles-Rudolph Schwarzenbach, Küsnacht, 1929-1931. Frühstücks- und Kinderzimmer im Obergeschoss. Auffallend ist der fast inszeniert wirkende Heizkörper als raumprägendes Element. Foto: glia Archiv, ETH Zürich»



«Heizkörper «Badge LED» von Simone Micheli für Cordivari, 2007. Der Heizkörper wird mit einem LED-Lichtband gerahmt.»



««Mamanonmama», ein am Boden oder an der Wand montierbarer Heizkörper von Brandoni, 2010.»

» Textkartuschen, biblische Szenen, Allegorien und Hochzeiten – je nach Auftraggeber wurden die Bildprogramme formuliert und ausgeführt. In der Schweiz waren es die Hafnerdynastien Pfau in Winterthur und Meyer in Steckborn, die seit Beginn des 17. Jahrhunderts kunstvoll gestaltete Öfen aufsetzten. Die grossartigste Leistung hiesigen Manierismus in der Ofenbaukunst ist wohl der Fayence-Ofen von Ludwig Pfau II., den er 1620 im Alten Seidenhof setzte. Der Kachelofen war ein Vorzeigebjekt. Während die stilistische Ausrichtung mit der Zeit ging, änderte sich am Heizen nichts. Dienstboten standen zur Verfügung, um die Öfen mit Unmengen von Holz zu befeuern. Weniger prunkvoll ging es in den einfachen Haushalten zu und her. Hier war das Herdfeuer oft die einzige Wärmequelle. Stuben-, Kachelöfen oder seit dem 15. Jahrhundert hergestellte gusseiserne Öfen sorgten dafür, dass zumindest ein Raum halbwegs warm war. Um 1900 war es zu Ende mit der Ofenbaukunst. Hans Lehmann, 1904 bis 1936 Direktor des Landesmuseums, fürchtete den nahenden Untergang des «trauten» Ofenmöbels, «an das sich so viele liebe Erinnerungen aus unserer Jugendzeit knüpfen». Doch trotz effizienterer Heizsysteme sollte der Kachel- oder gusseiserne Ofen als primäre Wärmequelle noch lange fortbestehen.

FASZINATION FEUER: KAMIN FOREVER Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kamen «moderne» Zentralheizungen auf, und die ersten, grossbürgerlichen Haushalte wurden mit Radiatoren bestückt. Sosehr der Fortschritt begrüsst wurde, so umstritten blieb, wie er sich im Wohninterieur abzeichnen sollte. Viele Theoretiker stellten den Kamin an erste Stelle, gefolgt vom Kachelofen und dem gusseisernen Ofen. Jakob von Falke hielt in «Die Kunst im Haus» von 1871 fest, dass der Ofen «mehr solid bürgerlichen und trockenen Charakters ist», während der Kamin «etwas Vornehmes und Poetisches hat». Gemeint ist die Magie des offenen Feuers. Moderne Heizkörper hatten da nichts zu suchen; sie lieferten zwar eine gute Heizleistung, störten jedoch die bürgerliche Wohnwelt. Entsprechend wurden sie bis weit ins 20. Jahrhundert meist verhüllt.

Eigentliche Bastion des offenen Kaminfeuers war und ist der angelsächsische Kulturraum: «Ein Zimmer ohne einen Kamin ist für den Engländer einfach ein undenkbarer Begriff», so Hermann Muthesius in seinem einflussreichen Werk «Das Englische Haus» (1904/05). Zwar war man sich der geringen Heizeffizienz des offenen Kamins bewusst und hatte die Vorteile eines Kachelofens erkannt, trotzdem gab die um Reformen bestrebte Arts-and-Crafts-Bewegung den Kamin keineswegs auf. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurde er als raumprägendes Element wiederbelebt. Der Kamin verschwand nie aus der Wohnarchitektur. Sei es im Chalet, im Eigenheim oder in einem Szene-Lokal: Der offene Kamin trotz aller heiztechnischen Revolutionen.

Er vermittelt Behaglichkeit, Kontemplation und entspannte Kommunikation. Selbst wenn er auf eine gasgefeuerte Flamme oder gar die digitale Variante reduziert wird.

NEUES BAUEN, NEUES HEIZEN? Man könnte annehmen, dass im Zug der sozialen Umwälzungen nach dem Ersten Weltkrieg auch die breite Bevölkerung in den Genuss fortschrittlicher Heizmethoden gekommen wäre. Die Realität sah anders aus. Nach wie vor waren die Städte im Winter von jenem säuerlich-süssen Geruch verbrannter Kohle eingehüllt, der uns heute allenfalls noch in Osteuropa in die Nase steigt. Einzig im Rahmen der Wohnreformen des Neuen Bauens tat sich etwas. Viele der neuen Grosssiedlungen wurden mit zentralen Heizhäusern ausgestattet. Auch die Zürcher Siedlung Neubühl (1928–1932) erhielt eine zentrale Heizungsanlage. Ansonsten wurden Zentralheizungen in Einzelwohnhäusern der Oberschicht installiert, sowohl bei traditionellen als auch modern orientierten Bauten. Für die meisten blieb Heizen mit Holzspalten und Kohleschleppen für den dominanten Einzelofen verbunden. Immerhin sorgten Dauerbrandöfen aus Gusseisen für einen gewissen Komfort. Sie wurden mit Bruchkohle, Koks oder Anthrazit beheizt und mussten seltener nachgefüllt werden. Mit einer Regulierung für die Luftzufuhr konnte das Glühen des Brennstoffs angepasst werden. Trotz der fortschrittlichen Einstellung der Zeit hielten sich überkommene Standards. Sicher, Zentralheizungen waren teuer. Doch selbst die Protagonisten der Moderne hatten ein Faible für die alten Zimmer- und Kachelöfen entwickelt. So wenn in der österreichischen Architekturschrift «Profil» 1934 wehmütig festgehalten wurde, dass der Kachelofen früher «ein wichtiges Mittel der Raumgestaltung, oft sogar deren architektonischer Schwerpunkt» war, wohingegen «die am besten ausgebildeten modernen Heizungssysteme, wie Zentralheizungen, elektrische Fussbodenheizung oder Luftheizung fast überhaupt nicht sichtbar im Raum» erscheinen.

WÄRME AUS DER STECKDOSE Eine kleine Heizrevolution fand nach dem Zweiten Weltkrieg statt. Zwar existierten mobile Zusatzöfen bereits davor, zum Boom kam es jedoch erst in den Fünfzigerjahren. In Form von Heizsonnen, Strahlöfen, Heizlüftern und Elektro-Kachelöfen waren sie flexibel, mobil und sauber. Ein einziges Gerät sorgte für Behaglichkeit, es musste nur in die Steckdose gestöpselt werden und verschonte die Kälte in Badezimmer oder Küche, erwärmte Kinderzimmer oder den Platz beim Fauteuil. Noch die eidgenössische Wohnungszählung von 1950 ergab, dass 55 Prozent aller Wohnungen mit «alten» Einzelöfen beheizt wurden und erst ein Drittel die Vorteile einer «modernen» Zentral- oder Fernheizung genoss. Als Brennstoff diente Holz oder Kohle; nur eine von zehn Wohnungen wurde mit Heizöl beheizt. Gasheizungen

gab es praktisch keine, ebensowenig reine Elektroheizungen. In den folgenden Jahren setzte man auf ölgefeuerte Zentralheizungen. Bis zur ersten Ölkrise 1973, die ein Umdenken auslöste. In diesen zwanzig Jahren vereinfachte sich das Heizen wesentlich. Es war nicht länger mit Dreck, Russ und Arbeit verbunden, dafür weniger sinnlich geworden. Der Öltank leerte sich, ohne dass man etwas mitkriegte; den Verbrauch von Gas und Strom realisierte man erst anhand der Rechnung. Die Zentralheizung heizte die gesamte Wohnung, ohne dass man ans Nachlegen denken musste.

ABSTRAKT, SAUBER, UNSICHTBAR Heute gestalten sich die Heizverhältnisse ausgewogener. In etwas mehr als der Hälfte der Haushalte wird mit Öl geheizt; Holz, Gas und Elektroheizungen machen 38 Prozent aus. Mit Kohle heizt praktisch niemand mehr. Alternative Heizmethoden umfassen fast ein Zehntel der Energieträgerbilanz. Für welche Lösung man sich auch entscheidet, mit der Wärmeerzeugung hat man meist nichts mehr zu tun. Vielmehr hat auch hier jener Entfremdungsprozess Einzug gehalten, der uns von den umgebenden technischen Strukturen entfernt. Daran ändern auch extravagant designete Heizkörper nichts.

Wir verbringen einen Grossteil unserer Lebenszeit in klimatisiertem Klima. Sinnlichkeit und Behaglichkeit bleiben dabei auf der Strecke. Die Präsenz des offenen Kamins und die Popularität von Kachel- und Schwedenöfen mögen damit zusammenhängen. Bei diesen Wärmeerzeugern ist man in unmittelbarem Kontakt mit dem Brennstoff; man kann Hand anlegen, das Holz sägen, spalten und eigenhändig durch die Ofentür schieben. Und man sieht die flackernden Flammen, spürt, wie der Ofenmantel eine angenehme Wärme an den Wohnraum abgibt. Wie in den Stuben unserer Grosseltern. Klaus Spechtenhauser ist Kunsthistoriker und Slavist, er publiziert regelmässig zur Architektur- und Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts.

ZUM WEITERLESEN

- > Richard Weiss, Häuser und Landschaften der Schweiz, Erlenbach-Zürich: Eugen Rentsch, 1959.
- > Fritz Blümel, Deutsche Öfen. Der Kunstofen von 1480 bis 1910. Kachel- und Eisenöfen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, Süddeutscher Verlag, München 1965.
- > Rosemarie Franz, Der Kachelofen. Entstehung und kunstgeschichtliche Entwicklung vom Mittelalter bis zum Ausgang des Klassizismus, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1981.
- > Hans Lehmann, «Herd und Ofen», in: Die Schweizerische Baukunst, Jg. 3, 1911, Seiten 145–160.
- > Bettina Köhler: «Zur Inszenierung von Komfort. Der Kamin der Villa Schönberg in Zürich», in: Kunst und Architektur in der Schweiz, Jg. 55, Nummer 2, 2004, Seiten 20–26.
- > Witold Rybczynski, Wohnen. Über den Verlust der Behaglichkeit, Kindler, München 1987.